

## Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27319-3

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

John Wray wurde 1971 in Washington, D.C., als Sohn eines amerikanischen Vaters und einer österreichischen Mutter geboren. Sein Studium absolvierte er am Oberlin College, an der Columbia University und an der Universität Wien. Er lebt als freier Schriftsteller in Brooklyn und Friesach (Kärnten). 2007 wurde er von dem Literaturmagazin *Granta* unter die zwanzig besten jungen US-Autoren gewählt. 2017 erhielt er im Rahmen des Ingeborg-Bachmann-Wettbewerbs in Klagenfurt den Deutschlandfunkpreis. Bei Rowohlt sind zuletzt seine Romane »Retter der Welt« und »Das Geheimnis der verlorenen Zeit« erschienen.

»Ein grandioser Roman!«  
(Süddeutsche Zeitung)

»Elegant geschrieben, hypnotisch.«  
(The Washington Post Book Review)

»Ein faszinierendes und ehrliches Buch.«  
(The Times)

John Wray

**Die rechte Hand des Schlafes**

Roman

Aus dem Englischen von Peter Knecht

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2001 unter dem Titel »The  
Right Hand of Sleep« bei Alfred A. Knopf, New York.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, Dezember 2017

Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

»The Right Hand of Sleep« Copyright © 2000 by John Wray

Copyright © der deutschen Übersetzung

2002 by Berlin Verlag in der Piper Verlags GmbH, Berlin

Die im Roman wiedergegebene Erzählung vom Robert

Walser ist nachzulesen unter dem Titel »Seltsame

Stadt« in: Robert Walser, Das Gesamtwerk, hrsg. von

Jochen Greven, Genf/Hamburg 1972, Bd. I, S. 133-135

Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke / Cordula Schmidt

Umschlagabbildung SZ Photo / Scherl / Bridgeman Images

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 27319 3

# Inhalt

Motto

Niessen

Die Zukunft

Das Tal

Die Illegalen

# Niessen

12. Oktober 1917

Zuerst kam ein Junge aus dem Haus mit dem dunkel gedeckten steilen Dach und den ausgebleichenen, mit Efeu überwachsenen Mauern, von denen der Putz bröckelte. Er schritt ungelentk die Sandsteinstufen hinunter und nestelte dabei nervös an den Trägern seines Tornisters. Ein hoch aufgeschossener Junge, um die sechzehn, siebzehn Jahre alt. Am Tor hielt er an; etwas vornübergebeugt stand er da und wartete. Er lächelte, sein Atem ging schnell. Es war ein schöner Herbsttag. Der Junge schloss einen Moment lang die Augen: durch die Lider hindurch spürte er das Sonnenlicht.

Dann kamen die anderen, ein Mann und eine Frau, die Eltern des Jungen. Der Mann bewegte sich langsam, sein beigefarbener Anzug war ordentlich gebügelt, bauschte sich aber weit um seinen Körper, als wäre er für einen größeren Mann gemacht worden. Auch seine Gesichtszüge wirkten, als wären sie ihm zu groß und nicht seine eigenen, ein Ensemble von unzusammenhängenden Grimassen, mit-tendrin ein unsicherer Blick, der auf den Jungen fiel und von ihm weg auf das Spalier und auf das alte Haus hinter ihnen irrte. Die Frau ging einen halben Schritt hinter ihm und führte ihn am Ellbogen die Stufen hinab. Sie war noch jung. Ihre ganze Haltung wirkte stolz und streng. Der Junge schlug die Augen auf, als er sie kommen hörte, und sah zu ihnen hin. Er lächelte immer noch, aber das Lächeln galt nicht ihnen; es wurde ihm bewusst, und er presste die Lippen aufeinander. Er stand am Tor und beobachtete sie, lange Zeit, so schien es. Endlich waren sie bei ihm, und die drei traten hinaus auf die Straße.

Sie gingen untergehakt in Richtung auf die graue Mauer am Kanal, hinter der man lebhaft farbige Dächer sah. Es roch nach Holzfeuer. Am Kanal bogen sie ab in eine enge Gasse. Die Frau betrachtete schweigend den Jungen. Er und ihr Mann redeten in gleichgültigem Ton miteinander, aber sie hörte nicht zu. Der Mann sah den Jungen nicht an

beim Reden, er schaute auch nicht auf den Weg, sein Blick ging wie immer irgendwo in die Ferne. Der Junge redete immer weiter, nur um die Minuten auszufüllen, und behielt das Gesicht seines Vaters fest im Blick. Von Zeit zu Zeit lachte er gezwungen auf.

Nach einigen Minuten kamen sie an eine gekieste Allee, die zu einer gemauerten Brücke und aus der Stadt hinaus führte. Sie blieben auf der Brücke stehen und schauten ins Wasser hinab. Nach einer Weile kam ein Mann mit einem teigigen Gesicht auf einem Fahrrad gefahren. Die Frau winkte ihm zu, und er blieb bei ihnen stehen.

»Na, Oskar«, sagte der Mann und grinste den Jungen an. »Jetzt geht's also los. Wurde ja auch Zeit, was?«

»Ja, Onkel Gustl.«

»Ja, und wir sind stolz auf dich. Verdammt stolz.«

»Wir sind überhaupt nicht stolz, Gustl«, sagte die Frau.

Der Mann auf dem Fahrrad grinste. »Mütter nehmen solche Sachen immer gleich tragisch.« Er klopfte dem Jungen auf die Schulter. »Jeder hat sein Päckchen zu tragen, wie man so sagt.«

»Warum bist du noch nicht in Italien?«, fragte der Junge.

»Das Herz, Oskar, das weißt du doch. Das blöde Herzklopfen.« Er seufzte. »Aber, na ja, an der Heimatfront werden auch gute Männer gebraucht, sagt der Kaiser. Oder nicht, Karl?«

Der Vater des Jungen gab einen Laut von sich, den man als Zustimmung deuten konnte. Er blickte durch die Allee mit ihren weiß getünchten Weidenstämmen in Richtung Bahnhof.

»Wir müssen weiter, Gustl«, sagte die Frau ruhig. »Du kommst zum Essen heute Abend?«

»Ja, ja, Dora.« Er atmete tief und wandte sich dem Jungen zu. »Also, Oskar«, sagte er mit einem Augenzwinkern, »tu deine Pflicht bei den Katzelmachern. Heiz denen tüchtig ein, das bist du deinen Lieben daheim schuldig.«



»Jetzt reicht's, Gustl«, sagte die Frau. »Also wirklich!«  
»Wiedersehen, Onkel Gustl. Ich tu mein Bestes.«  
»Das nehm ich doch schwer an.«  
»Der Zug, Dora«, sagte der Vater drängend.

Als er so, eskortiert von seinen Eltern, in Eile die Bahnhofstraße entlangging, kam dem Jungen zum ersten Mal die Bedeutungsschwere dessen, was gerade passierte, zum Bewusstsein, und er sah immer wieder über die Schulter zurück. Gerahmt von den gestutzten Weiden der Allee, eingefasst von dem Berg dahinter, lag das Städtchen in der Sonne da wie auf einer alten Brosche gemalt, und zugleich war es, als entfernte es sich mit stampfenden Rädern, tauchte ein in den Wald. In ein und demselben Moment erkannte er, dass es schön war und dass es für immer aus seinem Leben verschwand. Seine Mutter redete jetzt gehetzt und drängend auf ihn ein; sein Vater schritt so schnell dahin, wie er nur konnte, er keuchte und riss bei jedem Atemzug die Augen weit auf. Dem Jungen wurde bewusst, dass er auf dem ganzen Weg seine Mutter nicht angeschaut hatte, und er brachte es auch jetzt nicht über sich, obwohl ihm klar war, dass er ihr wehtat. Ich weiß, wie sie aussieht, dachte er. Ich weiß, wie sie jetzt in diesem Augenblick aussieht. Ich brauche sie nicht anzusehen.

»Hast du genug warme Sachen eingepackt, Oskar?«, sagte sie. »Hast du genug Wintersachen dabei?«

»*Maman*«, sagte er und lachte. »Ich kann mir doch nicht aussuchen, was ich anziehen will. Ich kriege doch eine Uniform.« Er sah seinen Vater an. Der nickte ernst.

»Findest du das so komisch, Karl?« Die Stimme der Mutter klang gespannt, gereizt, humorlos.

»Ein bisschen schon, Dora. Nur ein bisschen.«

»Ich dachte an Unterwäsche, Oskar«, sagte die Mutter und zog den Sohn mit sich vorwärts. Der Vater hinter ihnen lachte leise auf.

Am Bahnhof zeigte der Junge seinen Einberufungsbescheid und bekam eine Fahrkarte. Auf dem Bahnsteig standen noch etliche andere Familien, aber er hielt sich mit seinen Eltern abseits und starrte in die Richtung, aus der der Zug kommen sollte. Eine von den Frauen schluchzte und klammerte sich an ihre beiden Söhne, Zwillinge mit breiten Schultern und rötlichen Haaren. Sie tuschelten und schnitten Grimassen.

»Wer ist das?«, fragte die Mutter des Jungen. »Wer ist die Frau mit diesen zwei Jungen, Karl?« Sie runzelte die Stirn. »Ich kenne überhaupt niemanden von all diesen Leuten hier.«

»Aber natürlich kennst du die, *Maman*«, sagte der Junge. Er sah dabei seinen Vater an und verdrehte die Augen. »Das sind Franz und Christian Rindt. Ihr Bruder Willi hat das neue Gasthaus am Marktplatz, gegenüber von Ryslavy. Und die daneben kennst du auch: Erich, Maria und Peter Hoffenreich.«

Der Körper der Mutter straffte sich. »Na ja, für mich gibt es nach wie vor nur *einen* Gasthof in Niessen: den Niesener Hof.« Sie sah ihren Mann an, der ungerührt auf die Gleise blickte. Ihre Lippen waren verkniffen, und sie wirkte geziert und komisch. Als ob sie gerade in eine Frucht aus Wachs gebissen hätte, dachte der Junge. Durch und durch freudlos, und das nicht nur wegen *Père*. Sie war schon immer so gewesen, auch als es ihm noch besser ging. Ganz die feine Dame aus der Provinz. Er dachte wieder daran, dass er auch ohne den Krieg schon bald von ihnen fortgegangen wäre, ob es ihnen gefiel oder nicht.

»Der Krieg macht uns alle gleich, *Maman*«, meinte der Junge. »Das hat unser Kaiser gesagt.«

Sein Vater hob eine Hand vor seinen Mund. »Tu dir keinen Zwang an«, sagte die Mutter. »Lach ruhig, Karl.« Aber auch sie musste lächeln.

In diesem Moment zeigte jemand nach vorn, und die drei sahen jetzt über den Bäumen die erste Dampf Wolke. »Ja, Oskar«, sagte seine Mutter ruhig. Sie hatte ihm die Hände auf die Schultern gelegt und sah ihn forschend an, musterte ihn gründlich mit großen entschlossenen Augen. Für den Fall, dass ich nicht zurückkomme, dachte der Junge und bewegte den Gedanken hin und her, um zu spüren, wie er sich anfühlte. Er sah an ihr vorbei auf seinen Vater, der bewegungslos fasziniert den Zug beobachtete, als passierte jetzt das Unentrinnbare, auf das er gewartet hatte. Das ist es nicht, dachte der Junge. Das ist es nicht, aber es erinnert ihn daran.

Eine Minute lang sprach keiner von ihnen ein Wort. Hinter ihnen weinte Frau Rindt und verwünschte in ihrem Gebirgsdialekt den Krieg.

»Führ ein Tagebuch, Oskar«, sagte sein Vater, als der Zug den Bahnhof fast erreicht hatte. »Mir zuliebe, ja? Schreib alle die nichtigen Kleinigkeiten auf. Es gibt bestimmt jede Menge Absurditäten. Schick es mir in Fortsetzungen zusammen mit deinen Briefen. Ich habe so ein Tagebuch für meinen *Père* geführt, als ich in Dalmatien im Krieg war.« Er lächelte. »Tust du mir den Gefallen?« Seine Stimme war sehr sanft, fast beschwörend.

Der Junge warf einen Blick auf seine Mutter. »Würde dir das helfen, *Père*?«, fragte er zögernd.

Sein Vater nickte. »Es wäre wirklich nett von dir. Deinen alten Großvater hat es damals davor bewahrt, an Langeweile einzugehen.« Er hob langsam, widerstrebend die Schultern – es sah aus, als kämpfte er verbissen gegen eine Kraft an, die sie nach oben zog. »Sei so gut, Oskar. Damit ich nicht in diesem netten Nest am Ende der Welt langsam verrotte.«

»Bitte, Karl«, sagte die Mutter des Jungen, jetzt plötzlich wieder streng.

»Entschuldige, Dora. War doch nur Spaß.«

»Das kannst du nicht machen, Karl. Nicht jetzt, hörst du?«

»Ist ja gut, *Maman*, mein Gott!«, sagte der Junge. »Lass gut sein!« Hinter sich hörte er schon das Geräusch des Zugs.

»Entschuldige, Dora«, sagte sein Vater. »Ich hab doch nur Spaß gemacht. Wir werden ihn nie wiedersehen, weißt du.«

»Karl!« Sie zitterte jetzt.

»Bitte, *Maman*. Lass ihn. Bitte.«

»Oskar«, sagte sie und hielt seinen Arm fest. Dann war der Zug da.

# **Die Zukunft**

März 1938

Sie waren zu zweit im Abteil: der Raucher und Voxlauer. Die Glut der Zigarette hüpfte unruhig auf der Fensterscheibe auf und ab, verweilte und glomm dann wieder über den rötlichen Wiesen und Städtchen. Der Mann rauchte mit Andacht und klopfte mit den Absätzen einen langsamen Rhythmus. Der Rauch kräuselte sich vor seinen Lippen und zog zu einer Lüftungsöffnung im Fenster. Draußen zogen auf beiden Seiten dunkle Äcker vorbei und helle Streifen, die von den letzten Sonnenstrahlen beschienen wurden. In den Häusern gingen die Lichter an, und zwischen den gepflegten Feldern bewegten sich Menschen und Fahrzeuge auf sie zu. Wie an jedem beliebigen anderen Tag.

Voxlauer wuchtete das Bündel mit seinen Sachen aus dem Gepäcknetz und nahm den letzten Rest Proviant heraus, ein Stück in Kohl eingewickelten Speck und einen Kanten Pumpernickel. Er war jetzt froh, dass er die Feldflasche mitgenommen hatte, die er vor ein paar Wochen in einer Schublade zwischen alten Uniformstücken gefunden hatte. »Hat die Andrej gehört?«, hatte er Anna gefragt. Er stand vor dem Bett. Sie hatte genickt, müde den Kopf gehoben und wieder sinken lassen. Einige Tage danach hatte sie ihn daran erinnert und gesagt, er könnte die Feldflasche vielleicht brauchen, wenn er fortmüsste. Tatsächlich hatte er sie früher brauchen können, als sie beide gedacht hatten, und er war in dieser Woche auf der Reise oft dankbar dafür gewesen, wenn er gesüßten braunen Tee oder frisches Wasser mit einem Schnitz Zitrone darin trinken konnte.

Er fand die Feldflasche, schraubte sie auf und goss den letzten Schluck Tee in einen Becher, an dessen Rand das Wort »voll« in kyrillischen Buchstaben eingraviert war. Der Mann gegenüber drückte seine Zigarette aus und drehte sich eine neue über der Zeitung, die er auf seinem Schoß ausgebreitet hatte. Immer wenn der Zug sich in einer Biegung dem Fluss näherte, erhellten die Lichter in den Abteilen beim Vorbeifahren Gruppen von Weiden am Ufer.

An der Grenze warteten sie lange in völligem Schweigen. Zwei ungarische Zöllner inspizierten das Gepäck auf dem Gang und kritzelten etwas in dicke, in Wachstuch gebundene Notizbücher. Sie gaben dem Schaffner eine Quittung, stempelten Frachtpapiere und gingen weiter. Nach einer Weile kam die Passkontrolle. Die österreichischen Beamten waren besser angezogen, weniger effizient und freundlicher als die Ungarn. Der Chef der Grenzstation machte persönlich den Reisenden seine Aufwartung. Er war ange-trunken. Bevor er sich die Pässe zeigen ließ, setzte er sich erst einmal hin und band seine Schnürsenkel. »Man fragt sich, wofür Winterstiefel gut sein sollen, die das Wasser durchlassen«, sagte er grinsend. Der jüngere Beamte, der ihn begleitete, blieb stehen. »Das ist mir ein Rätsel, wirk-lich wahr«, murmelte sein Vorgesetzter und wiegte betrübt den Kopf. Als die Schnürsenkel zu seiner Zufriedenheit ge-bunden waren, nahm er eine straffere Haltung an und ver-langte in eher amtlichem Ton die Pässe.

Voxlauer schaute auf die Gleise und Weichen hinaus und zählte die Bolzen und Stöße. Der Pass des anderen war geprüft und für gut befunden worden. Ein Geschäftsmann aus Wien; er besaß eine Lampenfabrik. Er steckte seinen Pass ein und bot dem Grenzbeamten Papier und Tabak an. »Nein, danke, Herr Silbermann«, sagte dieser mit verbindlichem Lächeln. Sein Begleiter nahm das Angebot freudig an und machte sich daran, an die schmierige Holztür des Abteils gelehnt, eine Zigarette zu drehen. Dabei verstreute er ziemlich viel Tabak auf seinen Uniformrock. Der Kon-trollleur wandte sich jetzt Voxlauer zu. Er musterte kritisch dessen fadenscheinige Kleidung und forderte ihn noch ein-mal auf, seine Papiere vorzuzeigen.

Voxlauer fasste in die Tasche und gab das grüne Büch-lein, das noch ganz neu und ungebraucht aussah, dem Be-amten. Der Mann war jünger als Voxlauer und der andere Reisende, aber er hatte bereits die leicht gebückte Haltung

derer, die ihr Leben in Zügen verbringen. Als er den Pass durchblätterte, runzelte er die Stirn. »Da ist ja kein einziger Stempel von uns drin.«

»Ich weiß«, sagte Voxlauer. »Ich habe ihn im Ausland bekommen.«

»Und was ist aus Ihrem alten Pass geworden?«

»Den haben sie mir weggenommen.«

»Wann?«

»Im Krieg.«

Einen Moment lang herrschte Schweigen. »Sie waren im Krieg?«, fragte der Grenzbeamte.

»Ja.«

»Wohnort?«

»Niessen bei Villach.«

»Und wo im Ausland waren Sie zuletzt?«

»In der Ukraine.«

Wieder Schweigen. Voxlauer sah den Kontrolleur an. Dem Geschäftsmann war sichtlich unwohl zu Mute. Nach kurzem Überlegen gab der Beamte den Pass zum Stempeln an seinen Untergebenen weiter, der seine Zigarette fertig gerollt hatte. Dann wurde das Büchlein Voxlauer wieder ausgehändigt, und die zwei Uniformierten verabschiedeten sich. »Wiedersehen, Eli«, sagte der Inspektor. »Sehen wir uns zu Ostern wieder?«

»Mit einem Butterlamm unter jedem Arm«, sagte der Geschäftsmann. »Und ich bringe Ihnen auch was für Ihre Verdauungsbeschwerden mit.«

»Ich bitte Sie, Herr Silbermann«, lachte der Grenzer, »so kann es unmöglich weitergehen.« Der andere lachte auch. Die zwei Uniformierten betrachteten wohlwollend die beiden Männer im Abteil. Der Kontrolleur hielt noch einmal kurz inne, als er ging.

»Willkommen daheim, Herr Voxlauer. Grüßen Sie den Süden von mir.«



»Ich bin ganz überrascht. Ich hatte Sie für einen Russen gehalten«, sagte der Geschäftsmann, als der Zug sich wieder in Bewegung setzte. »Sie sehen so aus, wenn ich das sagen darf.«

»Tja. Tut mir leid, wenn ich Sie enttäuscht habe.«

»Sind Sie Nihilist?«

»Ob ich was bin?«

»Nihilist. Sie waren doch ziemlich lange in Russland.« Er machte eine Pause. »Das ist doch nicht so abwegig, oder?«

Voxlauer lächelte. »Sagen wir mal, ich war ein Sympathisant.«

Der Geschäftsmann nickte. »Sind Sie aus der Steiermark?«

»Fast. Aus Kärnten.«

»Dachte ich mir doch: Kärnten oder Steiermark. Elias Silbermann aus Wien.«

»Oskar Voxlauer.« Er schüttelte ihm die Hand.

»Sind Sie mit Karl verwandt?«

»Mit wem?«

»Also hören Sie, Herr Voxlauer! Mit dem Komponisten.«

Voxlauer schaute ihn an. »Mit dem Komponisten Karl«, wiederholte er.

»Operetten. Melodien mit Herz. Die waren damals, als wir Kinder waren, groß in Mode. Die kennen Sie bestimmt noch.« Er begann eine Walzermelodie zu summen.

»Ja, jetzt erinnere ich mich. Ich war lange weg. Ist aber leider kein Verwandter von mir.«

»Was für ein Name ist das überhaupt: Voxlauer? Das wollte ich immer schon wissen. Ist das bayerisch?«

»Österreichisch, nehme ich doch an«, sagte Voxlauer.

»Na, ich bin da nicht so sicher.«

»Und wie ist das mit Ihrem Namen, Herr ... wie heißen Sie doch gleich?«, fragte Voxlauer unbewegt.

Der Geschäftsmann antwortete nicht. Sie schwiegen eine Weile. »Ich habe auch gedient«, sagte der Geschäfts-

mann nach einigen Minuten. Es klang fast, als wollte er sich verteidigen. »In Tirol.« Er beugte sich nach vorn und hob das eine Hosenbein ein wenig an. Eine bläuliche Narbe wurde sichtbar. »Das war in der letzten großen Zeit.« Er lächelte.

Voxlauer sagte nichts dazu. Die Lichter auf dem Gang flackerten, als der Zug über eine Weiche ratterte. Nach einem Ruck nach links liefen die Räder wieder lautlos oder doch leise.

»Das ganze verdammte Zeug da gehört mir«, sagte der Geschäftsmann und deutete auf die Kisten. »Meine besten Stücke.«

»Was ist da drin?«, fragte Voxlauer.

»Wolfram in Barren.«

»Ah.«

»Ja, genau.« Er lachte. »Und was treiben Sie, Herr Voxlauer?«

Voxlauer saß da und sah aus dem Fenster. »Was ich treibe? Nichts.«

»In der Branche sind heutzutage ziemlich viele tätig.«

»Das heißt«, fügte Voxlauer nach einer kurzen Pause hinzu, »eigentlich Landwirtschaft.«

»Also was nun: Nichts oder Landwirtschaft?«, fragte der Geschäftsmann augenzwinkernd.

»Was Ihnen lieber ist.«

»Also, wenn ich's mir raussuchen kann, dann ist mir Nichts lieber als Landwirtschaft.« Er lachte. »Und alles lieber als Lampen verhökern.« Er schwieg einen Moment. »Zum Glück ist das nicht meine einzige Berufung. Eigentlich bin ich Pianist.«

Voxlauer rieb sich die Augen. »Ein hartes Brot, heutzutage, kann ich mir vorstellen.«

Der Geschäftsmann betrachtete ihn eine Weile durch den Rauch in dem schummrigen Abteil. »Sind Sie seit dem Krieg nie mehr daheim gewesen?«, fragte er endlich.

»Nein.«

»Es hat sich viel verändert, Herr Voxlauer. Sehr viel.«

Voxlauer gab keine Antwort. Die ersten höheren Gebäude und Ansammlungen von Lichtern kündigten an, dass man sich den Vororten der Hauptstadt näherte. Im Norden war der Fluss, und jenseits davon wurde das Gewimmel von Lichtern immer dichter. Sie signalisierten Gebäude und Familien, deutsche Sprache, Bücher, Fabriken. Das Gefühl von Taubheit, das ihm vertraut war, solange er zurückdenken konnte, machte sich wieder bemerkbar, er nahm es wahr wie das leise Zischen von Gaslicht. Er machte keine Anstrengungen zu verstehen, was Silbermann redete.

»Viele von uns fürchten um ihren Lebensunterhalt.«

»Wie bitte?«

»Wegen der Zustände im Reich.«

»Ich habe von alledem keine Ahnung«, sagte Voxlauer.

»Ich dachte, vielleicht sind Sie ja ein Illegaler. Viele von denen kommen jetzt zurück.«

»Ein Illegaler?«

Silbermann nickte. »Ein Illegaler. Ein Nazi.« Er riss den Arm zum Gruß hoch.

»Ach so«, sagte Voxlauer. »Dann käme ich ja wohl nicht gerade aus der Ukraine, oder?«

Silbermann zuckte die Achseln. »Na ja, wahrscheinlich nicht.«

Sie fuhren jetzt ganz nahe am Fluss. Der Sand unter dem Bahndamm fiel steil zum Wasser hin ab. Silbermann starrte unverwandt aus dem Fenster oder auf sein Spiegelbild in der Scheibe und ließ dabei die Tabaksdose nervös von der einen Hand in die andere wandern. Nur um der hektischen Bewegung ein Ende zu setzen, bat Voxlauer ihn um eine Zigarette.

»Mit Vergnügen«, sagte Silbermann abwesend und breitete die Zeitung auf seinem Schoß aus. Voxlauer schloss die Augen, er lauschte dem Geraschel, das Silbermanns Finger

machten, und seinem eigenen kontrolliert ruhigen Atem. Dem gleichmäßigen Rhythmus der Räder. Dem Klappern der Tür.

»So, das hätten wir«, sagte Silbermann heiter nach einer Weile. Er drehte die Papierenden zart zurecht, während er nach den Zündhölzern Ausschau hielt. Er fand sie schließlich auf dem Fußboden. Die Zigarette wurde angezündet, Voxlauer sah dem Rauch nach, der sich an der Scheibe entlang nach oben schlängelte.

Die Zigarette zog gut. Voxlauer starrte zum Lüftungsschlitz empor. Silbermann drehte noch eine und blickte immer wieder aus dem Fenster. »Zwanzig Minuten noch«, bemerkte er und sah lächelnd hoch.

»Für Sie. Ich fahre ja weiter nach Kärnten.«

»Ach so, ja. Haben Sie dort Familie?«

»Wenn man so will, ja«, sagte Voxlauer. »Eine Mutter.«

»Tja, die Mütter. Man fragt sich, wie die damit fertig werden.«

»Die schaffen das ganz gut.«

Silbermann schaute von seiner Zeitung auf. Die Gleise stiegen jetzt an auf das Niveau der niedrigsten Häuser neben der Strecke. In mittlerer Entfernung sah man die schwerfälligen Wohnblocks aus der Zeit der Jahrhundertwende, die gleichmäßig hell erleuchtete Fläche der inneren Stadt, dahinter erhob sich bläulich dunkel der spitze Turm des Stephansdoms. »Wie lange treiben Sie schon Landwirtschaft, Herr Voxlauer?«

Voxlauer wandte sich vom Fenster ab. »Solange ich zurückdenken kann.«

Man ließ uns am frühen Morgen zu unseren Stellungen an der Isonzofront marschieren, die dreißig Kilometer vom Bahnhof entfernt war. Wir trugen Ölzeug und Wasserstiefel, die sie von der Front geholt und in aller Eile neu aufgearbeitet hatten. Es war Oktober, und es schneite in nassen,

schweren Flocken. Als wir die hinteren Linien erreichten, trafen wir auf ein paar Schanzsoldaten, die uns verwirrt anglotzten und uns den Weg wiesen: immer den Berg hinauf. Kein Mensch schien uns erwartet zu haben. Überall Männer, die über den Schnee fluchten und auf improvisierten Schlitten Kisten und Packen den Berg hinauf- und hinunterzogen. Der Krieg ging seinem Ende zu, aber das wussten wir noch nicht. Mein Bataillon setzte sich aus furchtsamen älteren Männern und verschüchtert dreinblickenden heimwehkranken Jugendlichen zusammen; wir sollten an die Stelle eines Bataillons treten, das im September in den Bergen um Caporetto vollständig aufgerieben worden war. Ich war im Dezember des vorigen Jahres sechzehn geworden und der Jüngste in der Truppe. Ich hatte noch keinerlei eigene Gedanken oder Ideen. Ich litt nicht unter Heimweh, ich vermisste weder meine Familie noch Niessen. Ich war glücklich, dass ich in den Krieg ziehen durfte.

Sie ließen uns keine Zeit zum Faulenzen: wir mussten leere Geschosshülsen und Feuerholz zusammentragen. Knapp unterhalb der Baumgrenze wurde eine vorgeschobene Grabenstellung eröffnet, in die wir noch am selben Tag mit acht Zwanzig-Millimeter-Mörsern und drei oder vier Dutzend Maschinengewehren einrückten. An den Geschützen standen lauter Dienstgrade zwischen fünfundzwanzig und vierzig, Leute, die schon seit fast einem Jahr an dieser Front im Einsatz waren; die meisten hatten seit Monaten keinen Urlaub mehr gehabt. Sie nahmen von unserer Ankunft kaum Notiz.

Die erste Nacht war sehr ruhig. Ein Leutnant inspizierte unsere frisch ausgehobenen Stellungen und schrie uns an, weil das Wasser in den Gräben stand. Er hatte tiefe Ringe unter den Augen und eine schlechte Haltung und entschuldigte sich kurz darauf bei uns, dass ihm die Nerven durchgegangen waren. Später am Abend sah ich ihn in sich zusammengesunken auf einer Kiste vor der Offiziersmesse sit-

zen; er zuckte mit Armen und Beinen und redete im Schlaf. Am Morgen erfuhren wir, dass sieben Mann desertiert waren.

Die Dinge waren bereits ins Rollen gekommen, aber wir merkten noch nichts davon. Ich staunte mit großen Augen alles um mich herum an – ich rechnete jeden Augenblick damit, dass mir jemand auf die Schliche kommen und mich zurück auf die Schule schicken würde, wo ich hingehörte. Als das Trommelfeuer einsetzte an diesem zweiten Tag, robbten die Offiziere von einem Unterstand zum nächsten und bedankten sich bei uns, dass wir nicht davongelaufen waren. In zwei oder drei Wochen, sagten sie, kämen die Deutschen. Bis dahin sollten wir unsere Stellungen halten; wir sollten nur ab und zu das Feuer erwidern und abwarten.

Ende November trafen sechs deutsche Bataillone ein. Wir hatten kaum Boden gewonnen; praktisch dauernd unter Mörserbeschuss, waren wir allenfalls zehn oder zwanzig Meter weit auf einen steilen schneebedeckten Hang vorgezogen. Die erste Begeisterung war einer nervös gespannten Erschöpfung gewichen, einer ungeduldigen Erwartung, dass endlich etwas Bedeutendes passierte. Es hatte die ganze Zeit keine wirkliche Offensive stattgefunden. Die verlassenen Gräben hinter uns waren voller Schlamm und leerer Konservendosen und Geschosshülsen. Um zu uns zu gelangen, mussten die Deutschen Balken und Planken legen, auf denen ihre mit Ketten ausgerüsteten Transportfahrzeuge langsam vorrücken konnten. Offenbar kamen sie zu der Einschätzung, dass die Lage verzweifelt war, denn sie verließen ihre Fahrzeuge nicht, während ihre Offiziere die Front besichtigten, und kamen erst heraus, als es ihnen ausdrücklich befohlen wurde. Vielleicht haben sie es dort drinnen gemütlich, dachte ich. Ich sah fasziniert zu, wie Infanteristen und Kanoniere, einer nach dem anderen, selbstgewiss und gelassen von ihren mobilen Himmelbetten herabstiegen. Das war das erste Mal, dass ich sie beneidete.

Die Deutschen hatten neue, leichtere Geschütze und schnellfeuernde Mörser und Chlorgasgranaten. Sie bewegten sich unter uns wie Wesen aus höheren Sphären, glatt rasiert und gebieterisch, und sie brachten uns das Laden bei. Alle redeten von einer letzten großen Offensive vor dem Wintereinbruch. Die Deutschen hielten uns im Großen und Ganzen für einen unfähigen Haufen, der sich bis zum Ende des Kriegs nicht vom Fleck bewegt hätte, wenn nicht die neue Artillerie gekommen wäre. Tullberg, ihr Kommandeur, verglich uns mit lauter faulen Zähnen, die jedes Mal zu heulen anfangen, wenn ein kalter Wind blies. Die meisten von uns fanden die Deutschen unausstehlich, aber ich bemühte mich voller Eifer, von ihnen zu lernen, vor allem was den Umgang mit den Geschützen betraf. Mein Vater hatte mir oft erklärt, dass unser Land zwar in den Künsten führend war, dass er aber die moderne Welt erst in Berlin und Leipzig so richtig kennen gelernt habe. »Die Deutschen sind unsere Vettern, an denen wir uns orientieren müssen, Oskar«, sagte er oft. »Wir müssen von ihnen lernen, ob es uns gefällt oder nicht.«

Die neuen Granaten waren schwarz und flogen praktisch ohne jedes Geräusch. Ich erinnere mich genau daran: der dumpfe Knall der Kanone und gleich danach das feine Klicken, gedämpft und hell zugleich, wie wenn eine Tasse oder ein Löffel aus geringer Höhe auf einen Teppich fällt. Die Gasgranaten waren blau und weiß. Die Richtschützen waren alle Deutsche. Sie trugen gesteppte Anoraks und gelbe Schutzhandschuhe aus Rindsleder.

Als die zwölfte Offensive in Gang kam, hatte der Winter richtig eingesetzt, und die neuen Gräben, die wir aushoben, liefen oft durch hohe Schneeverwehungen. Wir waren näher an den Italienern als je zuvor. Mörsergranaten schlugen durch die Wälle wie durch Löschpapier, die Wucht gewaltiger Explosionen ließ uns wie Tauben auseinanderstieben. Die Deutschen hatten eine ganz neue Art Krieg mitge-

bracht, das merkten wahrscheinlich auch die Italiener. Ich versuchte mir vorzustellen, wie sie da oben in ihren Schützengräben hockten und dieselbe Angst spürten, die jetzt auch mich befiel, aber es wollte mir nicht recht gelingen: sie blieben farblos und ohne Profil, bloße Karikaturen. Gelegentlich hörte man in den Feuerpausen Stimmen, aber der Schnee und die Bäume und der ständige Wind ließen sie unscharf und leblos klingen. Bei Nacht hörten wir manchmal Fetzen von Gesang.

Zwei Tage vor der Offensive hörte der Artilleriebeschuss fast vollständig auf. Allen war klar, dass die Italiener Bescheid wussten, aber die Deutschen waren gelassen und voller Zuversicht. An dem Tag des Angriffs saßen wir in einer langen Reihe im Graben und traten uns, während wir auf den Befehl warteten, auf die Stiefelspitzen, um unsere erfrorenen Zehen wieder zu spüren. Mitten in der Nacht ging es dann endlich los.

Das Bombardement dauerte über sieben Stunden an. Ich war als Ladeschütze einem deutschen Feldwebel namens Wachmann zugeteilt, der ein Herrenmensch, aber nicht unfreundlich war und immer ausspuckte, wenn er Befehle gab. Sein Humor, der oft auf Kosten anderer ging und etwas Prahlerisches hatte, erinnerte mich an meinen Onkel Gustl, mit dem er auch den Kaiser-Wilhelm-Schnurrbart gemeinsam hatte. Ich wollte unbedingt Gnade vor seinen Augen finden. Wir schossen im Acht-Minuten-Takt: wir gaben der Infanterie Feuerschutz, machten eine Pause, damit die Leute Deckung suchen konnten, und feuerten dann wieder. Nach dreieinhalb Stunden waren meine Hände gefühllos vor Kälte, und Wachmann schickte mich nach hinten, damit ich mir gefütterte Handschuhe holte. Im Graben hinter der Front hatte man das Gefühl, dass das Schießen weit weg war, und in dem schmalen Streifen Himmel zwischen den Grabenrändern sah man ein Muster aus Wolken und



dünnen rostfarbenen Rauchschwaden. Ich war lange unterwegs.

Als ich in die Stellung zurückkam, sah ich, dass die Brustwehr eingefallen war, und im nächsten Moment erblickte ich Wachmann, der mit dem Rücken im Schnee lag, die Augen geschlossen, blutend, im Gesicht und an den Schultern violett gezackte Verbrennungen. Er wälzte sich hin und her, die Arme eng an den Körper gedrückt, und murmelte etwas Unverständliches durch die geschwärzten Zähne. Sein Schnurrbart und die Augenbrauen waren weggesengt, sein Gesicht sah aus, als hätte sich das Fleisch von den Knochen gelöst und irgendwie seitlich verschoben. Ich wusste, als ich ihn ansah, dass überall um mich herum Schlachtenlärm tobte und dass ich selbst auf ihn einschrie, aber ich hörte nichts von alledem, ich hörte nur das Geräusch, das Wachmann machte, als er zu sprechen versuchte. Es war grauenhaft. Ich stand eine Weile reglos da und hörte zu. Ich überlegte fieberhaft, ob ich ihn anfassen sollte oder nicht oder ob ich seine Pistole nehmen und ihn erschießen sollte. Danach setzten mit einem Mal das Krachen der Explosionen und das Gestotter meiner eigenen Stimme wieder ein. Ich rannte zum Graben zurück, der nun plötzlich voll von Infanteristen war, und rief nach einem Offizier. »Es hat den Feldwebel erwischt«, schrie ich dem Richtschützen in der nächsten Geschützstellung zu. Der drehte sich um und schaute mich an, als hätte ich ihn um Geld angeschnorrt. »Geh auf deinen Posten, du Schwachkopf«, brüllte er und scheuchte mich mit seinen gelben Handschuhen weg.

Ich rannte zurück durch den Rauch. Die Brustwehr war noch weiter eingebrochen, der Mörser war gegen den Stapel Granaten gekippt. Wachmann lag noch da, sein Kopf hing nach hinten; ein dicker Faden Schleim an seinem Mund sah aus wie ein ragender Stoßzahn. Ich betrachtete ihn eine Weile, wartete, dass er sich bewegte, dann rannte ich in die andere Ecke des Unterstands und erbrach mich.

Danach saß ich gegen einen Haufen leerer Geschosshülsen gelehnt da und tat lange Zeit gar nichts, während um mich herum die Kanonen donnerten. Ich wusste, dass das, was passiert war, in keinem Zusammenhang mit der Tatsache stand, dass ich weggegangen war, um die Handschuhe zu holen, aber eben die Erkenntnis, dass nichts von alledem, was ich hätte tun oder lassen können, am Gang der Dinge etwas geändert hätte, vermittelte mir das Gefühl, dass ich eigentlich hätte da sein müssen, als die Granate einschlug. Wachmann lag auf der anderen Seite des Haufens, aber ich konnte ihn nicht mehr ansehen. Ich fühlte mich sehr klein und sehr leicht. Ein sonderbarer Geruch lag in der Luft – es roch wie die Köpfe von Streichhölzern, die feucht geworden sind. Die Luft gerann mir im Mund, das Atmen fiel mir schwer. Ich streckte mich auf dem Boden aus und versuchte, vollkommen still zu liegen, während ich dem Spiel von Wolken und Rauch am Himmel zusah. Stunden vergingen. Das Feuer von der anderen Seite der Front wurde schwächer und schwächer wie das Rattern eines Zugs, der sich immer weiter entfernt, und erstarb endlich ganz. Eine halbe Stunde lang war nichts zu hören als ein feucht gedämpftes Summen. Dann verschwand auch dieses Geräusch. Es war still, eindringlich, unüberhörbar still – ein Schweigen wie das zwischen den dröhnenden Schlägen einer ungeheuer großen Glocke.

[...]